BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Weitere Titel der Autorin:

Das tiefe Blau des Meeres
Der Leuchtturm auf den Klippen
Der Hortensiengarten

Titel auch als Hörbuch erhältlich

MARIE LAMBALLE

CAFÉ ENGEL

Eine neue Zeit

ROMAN

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17748

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Ulrike Strerath-Bolz, Friedberg
Titelillustration: © Ildiko Neer/Trevillion Images; © akg-images;
© akg-images/Science Source
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de
Satz: two-up, Düsseldorf
Gesetzt aus der Bembo
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-17748-6

1 3 5 4 2

Sie finden uns im Internet unter www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

VORHER

HILDE

Wiesbaden, 22. März 1935

Ganz sacht meldet sich der Frühling in der Stadt. Gelbe und violette Krokusse leuchten in den Wiesen des Kurparks, Narzissen strecken ihre lindgrünen Blättchen aus dem Boden. Jetzt, um die Mittagszeit, ist kaum Verkehr auf der breiten Wilhelmstraße, Spaziergänger schlendern an den Läden vorbei, einige Unerschrockene sitzen schon an den Tischen der Straßencafés und genießen den Vorfrühling bei einem Tässchen Kaffee.

»Kommste noch mit?«, fragt die zwölfjährige Hilde ihre Freundin.

Gisela bleibt stehen und zieht die Riemen des schweren Schulranzens nach vorn, weil sie ihr in die Schultern einschneiden. Einen Moment lang überlegt sie, dann schüttelt sie bekümmert den Kopf. »Nee, heute besser nicht. Mama will mit mir zur Schneiderin, ich krieg zwei neue Kleider genäht.«

»Hast du es gut«, seufzt Hilde. »Deine Mama hat immer Zeit für dich.«

»Phhh«, gibt Gisela mürrisch zurück. »Wir können gern tauschen. Du gehst mit meiner Mama zur Schneiderin, und ich setze mich zu deiner Mama ins Café Engel.«

Das will Hilde allerdings auch nicht. Erstens ist Giselas Mama ziemlich streng. Und zweitens würde Hilde das Café Engel gegen nichts und niemanden in der Welt eintauschen.

»Dann bis morgen …«, sagt sie zu Gisela.

»Bis morgen … Kann ich die Rechenaufgaben morgen früh wieder von dir abschreiben?«

»Meinetwegen …«

Gisela winkt und läuft davon in Richtung Webergasse. Ihre blaue Jacke, die sie ausgezogen und über den Ranzen gehängt hat, bläht sich im Wind wie ein Segel. Hilde wendet sich zum elterlichen Café, wo über dem Eingang ein pausbäckiger Engel aus goldfarbenem Blech baumelt, eine Kaffeekanne in den Händen. Auch hier sitzen schon einige wenige Gäste an den Tischen, die Finchen draußen auf dem Trottoir aufgestellt hat.

»Ja, die Hilde …«, ruft eine dicke Frau im Pelz. »Na, ist die Schule schon aus?«

Das ist die Frau Knauss, die hat ziemlich viel Geld, sagt Mama, und Hilde ist angewiesen, sehr höflich zu sein. Auch wenn sie blöde Fragen stellt, wie jetzt zum Beispiel.

»Ja, gnädige Frau«, sagt sie und macht einen angedeuteten Knicks.

Frau Knauss lächelt gönnerhaft und meint zu ihrer Freundin Ida, die mit kältestarrer Miene ihre Tasse umklammert, dass die Kinder heutzutage doch kaum noch etwas lernen würden. Die Freundin nickt. Auch der junge Mann, der mit am Tisch sitzt, bestätigt diese Meinung.

»Haben Sie noch einen Wunsch?«, fragt Hilde. Es klingt genauso, wie Finchen, die Bedienung, es immer sagt. Hilde würde wahnsinnig gern im Café servieren, aber leider darf sie das nicht.

»Drei Kaffee-Cognac …«, bestellt Frau Knauss und fügt hinzu, dass Hilde ein tüchtiges Mädel sei.

Das findet die blonde Hilde auch. Sie nimmt den Schulranzen ab, bevor sie durch die Drehtür ins Café hineingeht. Das ist wichtig, weil sie schon einmal mit dem Ranzen in der Tür stecken geblieben ist. Auch drinnen wird sie von einigen Gästen begrüßt, das Café Engel hat viele Stammgäste. Manche kommen schon am Vormittag, trinken Kaffee oder auch ein Weinchen und lesen die Zeitung.

Hilde grüßt zurück und geht zu der gläsernen Kuchentheke,

wo Finchen, die Serviererin, gerade zwei Stücke Schokosahne auf Teller legt.

»Drei Kaffee-Cognac nach draußen«, gibt Hilde die Bestellung routiniert weiter. Dann setzt sie sich an den kleinen Tisch gleich neben der Theke und stellt den Schulranzen so, dass man ihn nicht sehen kann. Eigentlich darf sie ihre Hausaufgaben nicht hier unten im Café machen, weil Mama der Meinung ist, hier sei es zu laut und Hilde könne sich nicht konzentrieren. Aber das stimmt nicht. Hilde ist der festen Meinung, dass das Café Engel der beste Ort in der Welt ist, um Hausaufgaben zu machen. Bei dem leisen Geklapper des Geschirrs, dem Klirren der Löffelchen und Kuchengabeln, dem Reden, Murmeln und Lachen der Gäste fühlt sie sich unendlich wohl und zu Hause. Und erst die Gerüche, die das Café erfüllen! Der frisch aufgebrühte Bohnenkaffee, der Geruch nach Vanille, Bittermandel und Schokolade, der Hauch von Kirschwasser oder Cognac, ja, sogar der Zigarrenrauch und die Zeitungen … das alles mischt sich zu jenem wundervollen, lebendigen Duft, der das Café Engel ausmacht.

Hilde zieht ihr Rechenheft aus dem Ranzen und sucht den Bleistift hervor. Hier an diesem Tisch schützen sie die vielen Torten in der Kuchentheke vor Mamas Blicken, und Papa achtet nicht auf sie, weil jetzt die Opernsänger von der Probe kommen. Die Schauspieler und Musiker vom Theater gehen immer nur ins Café Engel, sie sind alle Papas Freunde und fühlen sich hier wohl.

Hilde wirft die blonden Zöpfe über die Schulter, damit sie nicht stören, und rechnet eifrig drauflos. Bei schwierigen Aufgaben schaut sie hinauf zur weißen Stuckdecke, folgt den verschlungenen Ornamenten und hat dann sofort die Lösung gefunden. Im Rechnen ist sie Klassenbeste, da ist keine so flott wie die Hilde Koch. Nur mit den Aufsätzen quält sie sich ziemlich herum, da muss sie sich manchmal Hilfe holen.

»Na, Hilde? Weiß das auch die Mama, dass du hier sitzt?«

Finchen, die Serviererin, läuft mit dem vollgepackten Tablett an ihr vorbei. Dreimal Schwarzwälder Kirsch, zweimal Käse-Sahne – das ist garantiert für die Schauspieler, die schlagen sich immer die Bäuche voll. Die Opernsänger essen am Nachmittag kaum etwas, damit sie abends gut bei Stimme sind. Dafür kommen sie nach der Aufführung ins Café Engel und vertilgen Kartoffelsalat, Senf-Eier und Lachsschnittchen und solche leckeren Sachen. Aber um diese Zeit muss Hilde leider ins Bett. Sie schaut nur immer am Nachmittag zu, wenn die Marlene in der Küche wirbelt. Die Marlene ist die Kaltmamsell und Hildes besondere Freundin, weil sie bei ihr immer probieren darf.

»Du bist die Vorkosterin«, sagt Marlene immer. »Du musst von allem ein bisschen essen, sonst kann ich es nicht rausgeben.«

Sie ist klein und dünn, die Marlene, und sie hat grünliche Augen. Wenn sie arbeitet, trägt sie immer ein Tuch um die Haare gewickelt. Sie hat Hilde gezeigt, wie man Senf-Eier zubereitet und wie man den Räucherlachs schneidet. Mit einem scharfen Messer, schräg und ganz fein …

»Sie macht das sehr geschickt«, hat Marlene zu Mama gesagt.

»Hauptsache, sie stört dich nicht bei der Arbeit«, hat Mama geantwortet.

Mama weiß es noch nicht – aber Hilde ist fest entschlossen, eines Tages die Chefin des Café Engel zu werden. Das hat sie mit Papa schon abgesprochen, und der hat gesagt, er sei einverstanden.

»In zehn Jahren«, hat er gemeint. »Dann bist du volljährig, mein Mädchen. Dann kannst du den Laden übernehmen.«

Wobei man bei Papa nie sicher sein kann, dass er nicht morgen etwas anderes sagt. Papa ist der liebste Papa der Welt. Aber was Mama sagt, das wird gemacht. So ist das im Café Engel. Und oben in der Wohnung ist es genauso.

Jetzt wird es eng, weil Mama plötzlich im Gastraum auftaucht

und sich umschaut. Verflixt. Hat Finchen etwa gepetzt? Oh, wie gemein von ihr! Marlene hätte das nie getan …

Aber Mama kümmert sich gar nicht um Hilde, sie geht hinüber zum Fenstertisch, wo Papa mit den Opernleuten sitzt.

»Heinz, bist du so lieb … ich brauch dich mal«, ruft sie und lächelt den Gästen entschuldigend zu.

Papa ist gut erzogen, er steht gleich auf, und dann reden die Eltern leise miteinander, ganz dicht bei der Kuchentheke.

»Das kann ich nicht, Else. Schon gar nicht den Max Pallenberg, der letztes Jahr so unglückselig ums Leben gekommen ist …«

Hilde spitzt die Ohren. Den Sänger und Schauspieler Max Pallenberg kennt sie von dem Foto, das drüben im Nebenraum hängt. Mit Unterschrift natürlich. Das Café Engel ist voll von solchen Fotos, sie hängen überall an den Wänden, die meisten in Glasrahmen, manche auch auf Pappe aufgeklebt. Viele sind schon ganz vergilbt, aber Papa ist sehr stolz auf die Fotos, und er sagt immer, sie seien der größte Schatz des Café Engel.

»Den Pallenberg kannst du ja hängen lassen«, flüstert Mama. »Aber der Kortner muss weg. Und der Klaus Mann auch. Der zuerst.«

»Das ist feiger Opportunismus, Else. Was sollen meine Freunde von mir denken?«

»Das ist Lebensklugheit, Heinz! Er ist drüben in der Kochbrunnenhalle. Mit der ganzen Gefolgschaft. Einen Katzensprung von uns entfernt.«

»Er ist ein kunstsinniger Mensch, Else. Und er liebt das Theater …«

Hilde hört Mama leise lachen. Es klingt nicht fröhlich. Eher bitter. »Wo lebst du? Im Traumland? Wenn er tatsächlich hierher kommt und jüdische Künstler auf unseren Fotos sieht, dann wird er einen Wutanfall bekommen, und das Café Engel wird geschlossen. So schaut es aus.«

»Ach, Else …«

»Ich hänge jetzt erst mal den Gründgens über den Kortner. Und über den Klaus Mann kommt der Richard Strauss. Und der August Bebel, der kommt ganz weg.«

Papa fügt sich kopfschüttelnd. Das war vorauszusehen. »Den Bebel kann ich verschmerzen, Else. Aber die anderen … Es ist eine Schande!«

»Lass mich nur machen, Heinz.«

Mama streichelt dem Papa über die Wange, und er tut noch einen langen Seufzer, bevor er sich wieder zu den Opernsängern setzt. Mamas Augen gleiten über die Wände von Foto zu Foto, dann bleiben sie an Hilde hängen, die stocksteif an ihrem Tisch sitzt und so tut, als sei sie nicht da.

»Was machst du denn hier, Hilde? Hab ich nicht gesagt, die Schularbeiten werden oben in der Wohnung erledigt?«

Ablenkung ist die beste Verteidigung.

»*Wer* ist drüben in der Kochbrunnenhalle, Mama?«

Mama schnauft, Hilde merkt, dass sie nur ungern antwortet.

»Der Führer. Adolf Hitler. Er besucht Wiesbaden.«

Ach ja – jetzt fällt es Hilde wieder ein. Sie haben in der Schule darüber gesprochen. Es sei eine große Ehre für die Stadt, hat Herr Kimpel, der Klassenlehrer, gesagt.

»Und er kommt hierher? Zu uns?« Hilde ist ganz aufgeregt. Wenn sie das morgen in der Klasse erzählt, dass der Führer im Café Engel war … die werden staunen!

»Das ist nicht sicher … Aber es könnte sein … Wo sind die Buben eigentlich? Der August soll draußen kehren …«

Hilde hebt die Schultern, was so viel bedeutet wie: keine Ahnung. Und tatsächlich kann sie nicht wissen, wo sich Willi und August gerade jetzt in diesem Augenblick aufhalten. Weil sie nämlich mit den Fahrrädern unterwegs sind. Rüber nach Biebrich auf das Grundstück vom Rupert Knauss, da ist ein Teich

mit Kaulquappen und Wasserflöhen. Weil der August doch ein Aquarium hat.

Zum Glück lässt Mama sie nun in Ruhe und wendet sich den Fotos an den Wänden zu. Sehr schlau macht sie das. Tut so, als müsste sie die Bilder saubermachen, trägt gleich mehrere davon, bringt aber nicht alle zurück. Während Hilde noch überlegt, was Mama wohl mit den leeren Stellen an der Wand anfangen wird, hört sie den Axel Imhoff drüben am Sängertisch begeistert ausrufen:

»Ich hab's gewusst! Das ist der glücklichste Tag meines Lebens! Den Radames vor dem Führer zu singen … Mein Gott! Ich glaub es kaum …«

Aha, denkt Hilde. Wenn der Adolf Hitler heute Abend in die Oper geht, dann kommt er ganz bestimmt hierher. Ist doch gleich gegenüber. Sie linst zu den Opernsängern, die jetzt auf einmal ganz aufgeregt sind. Es gibt *Aida* heute Abend. Von Verdi. Hilde kennt sich aus mit Opern, weil sie von klein auf im Café Engel zwischen den Theaterleuten herumgelaufen ist. Der Addi Dobscher singt auch mit, aber nicht den Radames, weil er kein Tenor, sondern ein Bariton ist. Der Addi ist so ein großer, das Haar schon ein bisschen grau, und er spricht immer wie aus einem Bierfass heraus. Aber er ist richtig nett, und außerdem wohnt er oben im Haus.

»Ob der im Theater hockt oder nicht«, sagt er jetzt laut, »das ist mir doch egal.«

»Sag das nicht, Addi«, wendet Sofia Künzel ein. »Der Goebbels ist bei ihm. Da kommste vielleicht noch zum Film nach Babelsberg …« Sie lacht laut und freut sich über Addis abwehrende Geste.

»Aber auch nur, wenn ich zart, blond und ein Mädel wär …«, meint Addi grinsend.

Die Sofia Künzel singt heute Abend auch. Sie ist die Aida – obgleich sie eigentlich zu alt dafür ist. Und auch zu dick. Aber

wenn sie auf der Bühne steht und singt, denkt man, sie sei ganz jung. Hilde war schon ein paarmal mit in der Oper, weil sie doch immer Freikarten kriegen. Prächtig ist es da, alles glänzt in Gold mit rotem Samt. Papa hat ihr erklärt, dass früher der Kaiser in der Mittelloge gesessen hat. Aber bei den *Meistersingern* ist Hilde eingeschlafen, weil die Musik gar nicht mehr aufhören wollte.

»Ich verstehe euch nicht«, regt sich Axel Imhoff auf. »Es geht doch um die Ehre. Vor dem Führer singen zu dürfen ist …«

Jetzt kommen der Korrepetitor Alois Gimpel und der Zeitungsschreiber Hans Reblinger durch die Drehtür ins Café. Sie begrüßen die Sänger und ziehen die Mäntel aus, tätscheln Finchen die rundlichen Hüften und bestellen Kaffee.

»Nur die Ruhe. Er ist schon wieder im Hotel Rose. Will sich ausruhen und für den Abend umkleiden, heißt es. Aber der Hotelboy hat gesagt, er telefoniert die ganze Zeit …«

Dann kommt er wohl doch nicht hierher, denkt Hilde enttäuscht. Sie schielt an der Schoko-Sahne-Torte vorbei in die Küche hinein und stellt fest, dass die Marlene schon da ist. Verflixt. Und sie muss noch diesen blöden Aufsatz schreiben. »Warum ich meine Heimatstadt liebe …« Was soll ein normaler Mensch sich da ausdenken? Weil Wiesbaden schön ist. Aber Frankfurt ist auch schön. Und wenn sie mit dem Auto einen Ausflug in den Taunus machen – da ist es auch schön …

Suchend schaut sie sich im Café um. Der Hans Reblinger fällt aus, der schwatzt angeregt mit dem Tenor Axel Imhoff, dem Radames von heute Abend. Hinten in einer Ecke sitzt das Fräulein Wemhöner ganz allein bei Tee und Obstkuchen. Die ist Theaterschneiderin und näht die Kostüme; sie wohnt auch oben im Haus. Obgleich sie rotes Haar hat, ist sie bildschön, findet Hilde. So zierlich. Und mit so geheimnisvollen Augen. Papa hat mal gesagt, das Fräulein Wemhöner hätte es faustdick hinter den Ohren. Hilde überlegt kurz, ob sie sie um Hilfe bitten soll, aber

dann tut sie es doch nicht, weil die Wemhöner bestimmt gleich zusammen mit den Sängern hinüber ins Theater geht. Besser, sie versucht es bei Eddi Graff. Der ist Schauspieler und sitzt am Nebentisch mit einer Zeitung vor der Nase.

Noch ein schneller Blick in den Nebenraum, wo Mama Fotos umhängt, dann schnell das Heft aus dem Schulranzen geholt und rüber zum Eddi Graff. Der muss es wohl geahnt haben, denn noch bevor sie an seinem Tisch ist, lässt er die Zeitung sinken.

»Na, Hilde?«, sagt er schmunzelnd. »Wieder mal so ein dummer Aufsatz?«

»Ja. Und dieses Mal noch dümmer als sonst …«

»Dann setz dich mal zu mir …«

Der Eddi Graff ist schon alt, fast fünfzig, aber alle Frauen in Wiesbaden schwärmen für ihn. Wegen seiner grauen Schläfen, heißt es. Und weil er auf der Bühne immer solche aufregenden Männer spielt. Hilde findet, dass Eddi Graff eigentlich ganz normal aussieht, und wenn er nicht Theater spielt, ist er ziemlich unauffällig.

Er braucht eine Brille, um die Überschrift in ihrem Schulheft lesen zu können.

»Warum ich meine Heimatstadt liebe …«, liest er vor und hält einen Moment nachdenklich inne.

»Was kann man da denn schreiben?«, fragt sie mit tiefem Seufzer.

»Tja …«, sagt er und lächelt. »Denk dir mal einen schönen Sommertag. Schulfrei. Was würdest du da machen?«

»Schwimmen gehen. Unten am Rheinufer. Oder Zelt bauen im Garten. Oder Boot fahren im Kurpark …«

Richtig. Jetzt kommt sie auf Ideen. Bonbons und Lutscher kaufen. Mit den Freundinnen durch die Altstadt strolchen. Mit den Fahrrädern an den Rhein … Die Weinberge … das Biebricher Schloss. Ach ja – der Kurpark mit dem großen Teich.

Und natürlich die Wilhelmstraße mit den Platanen. Und das Café Engel. Das sowieso. Das ist überhaupt das Wichtigste an Wiesbaden.

Er hilft ihr ein wenig, ihre Gedanken zu sortieren, dann flutscht es. Eine Seite vollgeschrieben, dann noch eine halbe. Hilde entscheidet, dass es genug ist. Wenn man viel schreibt, macht man nur viele Fehler.

»Danke«, sagt sie zu Eddi Graff und strahlt ihn an. »Das war sehr nett von Ihnen. Jetzt weiß ich, dass ich meine Heimatstadt liebe. Und warum.«

»Ja«, sagt er. »Glücklich sind jene, die hier zu Hause sind.«

Er lächelt irgendwie traurig und lehnt sich im Stuhl zurück. Drüben am Fenstertisch stehen die Sänger jetzt auf und ziehen ihre Mäntel an, um hinüber ins Theater zu gehen. Addi Dobscher hilft Julia Wemhöner in den Mantel, Papa legt Sofia Künzel den pelzbesetzten Umhang um und spuckt ihr über die linke Schulter. »Toi, toi, toi …«

Hilde nutzt die Lage, um das Aufsatzheft rasch in den Schulranzen zu stopfen. In der Küche steht die Marlene und tuschelt mit Finchen. Ganz aufgeregt sind sie, merken kaum, dass Hilde in die Küche kommt.

»Hat er mir gestern gesagt«, flüstert Marlene. »Er hat schon die Schiffskarten. Übermorgen reist er über den großen Teich. Nach New York …«

»Wer?«, fragt Hilde.

»Na, der Eddi Graff. Wollte die Wemhöner mitnehmen, aber die will nicht … raus aus Deutschland.«

Hilde begreift nichts. Wieso raus aus Deutschland? Eben hat er noch gesagt, dass er glücklich ist, hier zu Hause zu sein.

»Weil die doch Juden sind«, erklärt Finchen. »Die Juden sind unser Unglück.«

»Erzähl dem Kind nicht solche Sachen!«, schimpft Marlene.

LUISA

Gutshof Tiplitz bei Marienburg, Ostpreußen. April 1938

In diesem Jahr stehen große Veränderungen bevor – das hat die Großmutter an Silvester beim Bleigießen gesagt und dann mit starrer Miene ins Kaminfeuer geblickt. Luisa mag die Großmutter nicht leiden, was auf Gegenseitigkeit beruht; dennoch glaubt sie, dass die Prophezeiung richtig sein könnte. Es ist der Himmel. Nie zuvor ist Luisa aufgefallen, wie großartig das Spiel der Wolken am weiten Himmel ist, wie schön die wechselnden Farben und Formen, wie rasch die sich wandelnden Wolkenbilder vorüberfliegen. Als Joschka ihnen heute früh geholfen hat, die Pferde zu satteln, schien der Himmel von grau meliertem Marmor bedeckt: eine dichte, krümelige Masse, die nach Osten hin rötlich glühte.

»Wie die Lava, die der große Vesuv ausgespien hat«, bemerkt Oskar, der in den Ferien für das Gymnasium in Danzig lernen muss, weil seine Versetzung gefährdet ist. »Damit hat der Vulkan die Stadt Pompeja zugedeckt und alle Menschen, die dort lebten, sind erstickt und verbrannt …«

Er nickt Luisa bedeutungsvoll zu und steigt auf. Die Stute Leni geht ein paar Schritte rückwärts und macht Anstalten zu steigen, Oskar bekommt sie jedoch sofort in den Griff. Der Siebzehnjährige reitet ebenso wie sein älterer Bruder Jobst seit der frühesten Kindheit, und auch die vierzehnjährige Luisa hat schon mit vier Jahren auf dem Rücken eines Trakehners gesessen. Die edlen Tiere werden auf Gut Tiplitz seit vielen Jahren gezüchtet und – wie Papa ihr gesagt hat – in alle Welt verkauft. Papa reitet niemals aus, er fährt höchstens einmal in der Kutsche,

und auch das nur bei gutem Wetter. Dafür führt er die Bücher für die Großmutter. Wenn man ihn sucht, findet man Papa fast immer in der Bibliothek.

»Pompeji heißt das, nicht Pompeja«, bemerkt Jobst kopfschüttelnd. »Junge, Junge – erzähl bei der Nachprüfung bloß nicht solchen Quatsch!«

Oskars Miene verdüstert sich – er ist ehrgeizig und leidet darunter, dass er ein schlechtes Gedächtnis hat. Das Abitur ist Ehrensache für einen von Kamm, danach die Offizierslaufbahn. Vor allem aber hat er mit seinem historischen Wissen Cousine Luisa imponieren wollen. Und da muss Jobst ihn mit seiner pingeligen Art blamieren.

»Solche Lappalien sind doch nicht wichtig …«, knurrt er.

»Hast du eine Ahnung, Kleiner …«

Inzwischen ist auch Luisa aufgestiegen und hat sich im Sattel zurechtgesetzt. Die hübsche braune Flavia tänzelt auf der Stelle; einen plumpen Annäherungsversuch von Wallach Balduin wehrt sie mit zornigem Schnauben ab.

Jobst nimmt sein Reittier energisch zurück. »Du bist ein Wallach, mein Guter«, meint er schmunzelnd. »Vergiss das nicht.«

Luisa reitet an der Spitze der kleinen Gruppe, die beiden jungen Männer folgen ihr in kurzem Abstand. Der Gutshof ist als dreiflügelige Anlage erbaut, in deren Mitte das imposante Backsteingebäude des alten Herrenhauses steht. Davor hat man eine sanfte, gut gepflegte Rasenfläche mit weißen Bänken, Statuen und Blumenbeeten angelegt, auf der die Damen des Hauses mit Gästen flanieren können. Rechts erstrecken sich die Pferdeställe, den linken Flügel bilden zwei Remisen für die Kutschen und Automobile der Gutsherrin, dahinter liegen die Häuser der Angestellten.

Man reitet den breiten Sandweg längs der Rasenfläche entlang, der vorn an der Mauer links abbiegt und zum Tor führt. Schweigend besehen die jungen Leute den unsteten Morgen-

himmel, den jetzt die Sonne im Osten aufreißt wie einen mürben, dunklen Vorhang. Es ist überwältigend schön, dieses wilde Schauspiel dort oben in den Wolken, zugleich aber auch erschreckend, denn es sieht aus, als hätte jemand einen Spalt in die Himmelskuppel geschlagen, aus dem nun das Licht mit gleißender Strahlkraft austritt.

»Pompös, wie?«, bemerkt Jobst.

Luisa stimmt ihm zu. Während sie zum Tor hinausreiten und den Weg zum See nehmen, schwindet das großartige Himmelswunder, und das Morgenlicht nimmt das gesamte Firmament ein. Die Landschaft darunter ist überwiegend flach. Weite Ackerflächen breiten sich aus, vom ersten, lindgrünen Flaum des Frühlings überzogen, tiefgrüne Wiesen, denen die Feuchtigkeit bald zu kräftigem Wachstum verhelfen wird. Weiter hinten dunkle Wälder, Buchen, Eichen und Fichten herrschen vor, dort wird im Herbst wieder die Treibjagd stattfinden.

Luisa reitet immer noch voraus, treibt die Stute an und lässt sie ein Stück galoppieren. Sie spürt die Blicke der Cousins im Rücken, ein prickelndes, neues Gefühl. Im Januar ist sie vierzehn geworden. Ihr Körper hat sich innerhalb weniger Wochen verändert, sie hat jetzt kleine, spitze Brüste und eine schmale Taille. Auch die Monatsblutung, die die Mutter ihr seit Jahren prophezeit, hat sich endlich eingestellt, und so sehr die Mutter darüber seufzt, ist Luisa stolz darauf, jetzt eine richtige Frau zu sein. Es ist angenehm, von Oskar und Jobst, die die Osterferien auf dem Gutshof verbringen, mit neuem, respektvollem Interesse gesehen zu werden. Haben sie die »Kleine« früher gern gehänselt, manchmal auch boshafte Späße mit ihr getrieben, so spürt Luisa nun, dass sie Macht über die beiden hat. Sie ist keine, die eine solche Macht missbraucht, aber es ist gut, sie zu besitzen und zu erproben. Zum heutigen Morgenritt hat sie das lange schwarze Haar nicht unter die Mütze gesteckt, sondern offen gelassen. Wie eine seidige Trauerfahne weht es im Wind. Wenn

es gar zu heftig emporgewirbelt wird, fasst sie den Haarschmuck rasch mit beiden Händen und dreht ihn zusammen. Wohl wissend, dass der Wind in wenigen Minuten aufs Neue sein Spiel damit treiben wird.

Trotz des beginnenden Frühlings ist es noch kalt. Vor ihren Mündern und vor den Nüstern der Pferde wehen weiße Nebel, in tieferen Ackerfurchen sieht man noch die glitzernden Frostgespinste. Es ist erst April, da kann es passieren, dass das Land innerhalb weniger Stunden noch einmal im Schnee versinkt. Wie zum Trotz blühen am Waldboden zahllose Buschwindröschen, eine flaumige weiße Frühlingswolke, die sich zur Erde gesenkt hat. Die kleinen Blüten müssen sich beeilen, denn sobald die Bäume im vollen Laub stehen, fehlt ihnen am Waldboden das Licht.

Als sie schon den Fluss Nogat sehen können, hält Lusia die Stute an und sieht sich nach den beiden jungen Männern um.

»Du bist ja ganz hübsch losgeprescht, Lieschen …«, meint Oskar grinsend. »Der dicke Balduin ist schon müde, was Jobst?«

Jobst zügelt sein Reittier und wirkt ein bisschen ärgerlich. Tatsächlich hat Joschka den Wallach den Winter über fett gefüttert, was ihm nicht gut bekommen ist, denn Balduin hat Mühe, mit seinen Töchtern Leni und Flavia mitzuhalten.

»Da, schau!«, ruft Jobst, um von seinem müden Pferd abzulenken. »Sie schneiden Eisschollen am Fluss. Wie anstrengend das ist. Die kommen richtig ins Schwitzen dabei …«

Der Winter ist hart gewesen, hat Flüssen und Seen eine dicke Eisschicht verpasst. Wenn es im Frühjahr zu tauen beginnt, treibt der Wind das Eis oft gegen die Ufer, wo es sich zu weißlichen Schollenbergen auftürmt, während das Wasser in kalten Nächten erneut zufriert. Die Leute in den Dörfern rücken den Eisschollen mit Sägen und Äxten zu Leibe, schneiden sie in Brocken und bringen sie in Erdlagerstätten, wo sie sich monatelang halten. Eis für die Kühlschränke der Städter ist im Sommer ein

gutes Geschäft. Das Leben ist karg hierzulande, die Winter sind lang und frostig, die Zeit für Saat und Ernte ist kurz. Vor allem die Dörfler haben es nicht leicht, darum nehmen sie jede Gelegenheit wahr, sich ein kleines Zubrot zu verdienen.

Eine Weile schauen die drei jungen Leute den Eisschneidern bei der Arbeit zu, schützen die Augen mit den Händen vor der Sonne, die jetzt den taubengrauen Morgenhimmel erobert hat. Weißliche Wolkenbilder schweben über dem Land, streifen Wiesen und Äcker mit ihren Schatten und bringen immer neue, wundersame Formen hervor. Auf den Wiesen am Flussufer haben sich Wasservögel versammelt: Höckerschwäne, Enten und Gänse. Daneben eine Kolonie Weißstörche, die auf der Reise gen Norden hier Rast macht. Bald werden auch die Kraniche über das Land ziehen. Luisa liebt ihr lautes Geschrei, oft ist sie am Morgen davon erwacht und zum Fenster gelaufen, um sie am Himmel vorüberfliegen zu sehen. Sie fliegen in einer zackenförmigen Formation, ein Pfeil aus flügelschlagenden Wesen, die einem fernen Ziel zustreben, das ihr Instinkt ihnen vorgibt. Schon als kleines Mädchen hat Luisa bei diesem Anblick den Wunsch verspürt, sich der Reise anzuschließen, ganz gleich, wohin sie führt und wie es ihr unterwegs ergehen würde.

»Reiten wir bis zum Flussufer?«, fragt sie ihre Begleiter.

»Meinetwegen«, meint Jobst, der als der Älteste meist die Route des gemeinsamen Morgenrittes bestimmt. »Und dann am Waldrand entlang zurück.«

Man kann von hier aus die trutzige Form der Marienburg sehen, ein rötlicher Backsteinbau, von der Morgensonne freundlich beleuchtet. Einst als Festung des Deutschen Ordens gegen die anstürmenden Heiden erbaut, thront sie jetzt als Bollwerk Ostpreußens gegen die Feinde im Osten. Polen, Tschechen und Russen. So hat Papa es Luisa erklärt. Fast alles, was sie über Geschichte und Geografie weiß, verdankt sie ihrem Vater. Er hat ihr seinerzeit auch das Lesen und Schreiben beigebracht, sie

Rechnen gelehrt und ihr bald darauf Bücher gegeben, die sie lesen sollte. Die Großmutter hat oft geschimpft, dass der »arme Johannes« so viel Zeit und Kraft in solch eine überflüssige Sache investiert, denn Papa ist oft krank und muss sich schonen. Dann sitzt er im Lehnsessel, eine Wolldecke über den Knien, oder er muss gar im Bett liegen. Luisa ist es zu diesen Zeiten verboten, ihren Papa zu belästigen. Mehrfach hat sie sich heimlich zu ihm geschlichen, hat nur ganz still bei ihm gesessen, als müsste sie über ihn wachen. Einmal hat die Großmutter sie dabei erwischt und zur Strafe einen ganzen Tag lang in den gekachelten Raum im Keller gesperrt, dort, wo man im Herbst dem Wild das Fell über die Ohren zieht und die Tiere ausweidet. Die Großmutter ist kein guter Mensch. Sie liebt nur ihren Sohn Johannes, und vielleicht noch Oskar und Jobst, die Enkelsöhne. Ihre eigene Tochter, Tante Ingrid, erfährt von ihr nur Strenge, Luisas Mama behandelt sie wie eine Angestellte. Nein, die Großmutter ist eine böse Frau. Es ist sicher, dass sie einmal in der Hölle für ihre Sünden büßen muss.

Sie kommen nicht ganz bis zum Flussufer, weil auf dem Weg tiefe Schlammpfützen stehen, von dünnem Eis überzogen. Bevor sie die Pferde wenden, schauen sie noch einmal zur Marienburg hinüber. Eine rote Hakenkreuzfahne weht über einem Giebel.

»Die Burg des deutschen Jungvolks«, sagt Jobst mit spöttischer Betonung. »Wie lächerlich!«

»Warum?«, will Luisa wissen.

Noch vor einem Jahr hätte sie von Jobst auf solche Fragen höchstens einen dummen Scherz zur Antwort erhalten. Jetzt ist es anders. Jetzt nimmt er sie ernst.

»Weil es Plebs ist«, erklärt er und schnaubt verächtlich. »Krethi und Plethi, ungebildetes Volk. Genau wie beim Militär. Man glaubt nicht, wer heutzutage in der Wehrmacht Offizier werden kann. Jeder Prolet – wenn er nur die ›rechte Gesinnung‹ hat.«

Er spuckt zur Seite aus und wendet den Wallach, um auf dem Rückweg vorauszureiten. Oskar folgt ihm, Luisa bildet jetzt das Schlusslicht. Sie ist nachdenklich, versucht zu verstehen, was Jobst so erbittert. Es geht wohl wieder einmal um die Nationalsozialisten, die Nazis, wie die Großmutter voller Verachtung zu sagen pflegt. Sie sind in der Familie nicht gut angesehen. Soweit Luisa begriffen hat, liegt es daran, dass die Nazis keine Adeligen sind. Die Großmutter und alle ihre Freunde und Verwandten stammen aus dem Adel, man ist sehr stolz auf die Vorfahren, auf hochrangige Offiziere, die in irgendwelchen Schlachten für das Vaterland ihr Leben gegeben haben. Adelige halten zusammen, man heiratet untereinander, und die Söhne werden entweder Offiziere oder sie übernehmen den elterlichen Gutshof. Manchmal auch beides zugleich.

Unter dem Kaiser – so sagt die Großmutter oft – habe der Adel noch etwas gegolten. Luisa hat ihren Papa gefragt, was die Großmutter damit meint, und die Antwort erhalten, dass zur Zeit des Kaiserreichs die hohen Staatsämter fast nur an Angehörige des Adelsstands verliehen worden sind. Und auch die Offiziere, vom General bis hinunter zum Leutnant, sind adelig gewesen.

Wenn sie Jobst richtig verstanden hat, dann können jetzt auch andere Leute solche Ämter erhalten. Einfache Leute. Plebs, wie Jobst gesagt hat. Krethi und Plethi. Luisa kann verstehen, dass sich Jobst ärgert. Er hat im vergangenen Jahr seine militärische Ausbildung begonnen und strebt die Offizierslaufbahn an. Wie unangenehm für ihn, dort Krethi und Plethi anzutreffen. Die Nazis sind schon merkwürdige Leute. Nur der Adolf Hitler nicht, den bewundern Oskar und Jobst. Weil er endlich mal mit dem eisernen Besen gekehrt und die vielen Parteien aus dem Reichstag hinausgeworfen hat. Das hat Oskar neulich gesagt, und Jobst hat ihm zugestimmt.

Der Himmel scheint höher geworden zu sein, sein Blau dunk-

ler, die Wolken schwimmen träge darin wie flauschige Wolle. Hin und wieder verdeckt eines der Wollbüschel die Sonne, mildert das schimmernde Morgenlicht für ein Weilchen, um es dann wieder hell erstrahlen zu lassen. Noch ist der Wald durchsichtig, nur die Fichten stehen dunkel gegen die Morgensonne, an den Buchen sprießen hie und da zarte Blättchen aus rötlichen Knospen. Man hört das eifrige Klopfen des Spechts. Auf den Wiesen stehen breite Wasserlachen, deren Eisdecke jetzt in der Sonne geschmolzen ist. Frösche feiern dort Hochzeit, es gibt sie zu Tausenden in Bächen und Seen. An den Abenden hört man ihr Gequake bis zum Gutshaus.

»Nächstes Jahr«, hört sie Jobst zu seinem Bruder sagen. »Dann bin ich wohl schon Fähnrich. Mein erster Offiziersball. Große Sache, nicht nur wegen der Tanzerei. Man lernt sich kennen, verstehst du? Verbindungen. Ohne die geht es nicht …«

»Wenn ich nur das elende Abitur schon hätte«, seufzt Oskar. »Vor der Wehrmacht habe ich keine Bange. Gute Rasse setzt sich durch, da hat der Plebs keine Chance …«

Sie tragen die Nasen recht hoch, ihre Cousins. Sie gleichen beide ihrem Vater, Oberst von Kamm, den Luisa nur zwei- oder dreimal gesehen hat, denn er begleitet seine Ehefrau selten, wenn sie ihre Mutter auf Gut Tiplitz besucht. Der Oberst ist mittelgroß und stämmig, hat blondes, sehr kurz geschnittenes Haar und eine breite Nase. Er ist – soweit Luisa sich erinnert – ein freundlicher Mensch, nur mit der Großmutter kommt er nicht gut zurecht. Das ist wohl auch der Grund, weshalb er den Gutshof meidet. Oberst von Kamm ist einer der wenigen Besucher, der auch Mama mit einem Handkuss begrüßt. Sehr zum Ärger der Großmutter.

Luisa ist oft zornig auf ihre Mutter. Sie kann sogar widerspenstig und aufbrausend sein, was ihr später oft leidtut. Aber es ist auch schrecklich, wie Mama sich behandeln lässt. Vor allem von der Großmutter, die kann Mama abkanzeln wie ein Kü-

chenmädchen, sogar wenn Gäste im Haus sind. Mehrfach hat sie sie sogar ins Gesicht geschlagen. Nur wenn Papa mit ihnen im gleichen Raum ist, dann ist die Großmutter höflich zu Mama. Meist aber tut sie dann so, als wäre die Mama gar nicht da. Papa liebt Mama sehr, er will nicht, dass jemand sie beleidigt. Aber weil er krank ist und sich nur in seinem Schlafraum, in der Bibliothek oder in der Wohnstube aufhält, kann er sie nicht immer schützen. Sogar das Gesinde weiß, dass sie Mama missachten und ihr widersprechen dürfen, solange sich der Hausherr nicht in der Nähe aufhält.

Es ist Mamas eigene Schuld. Sie ist zu feige, um sich gegen die Großmutter zu behaupten. Sie gibt nach, fügt sich, lässt zu, dass alle auf ihr herumtrampeln. Und weil sie keinen Mumm in den Knochen hat, muss auch Luisa sich viel gefallen lassen.

»Du darfst Papa nicht aufregen, Lieschen«, sagt Mama immer zur ihr. »Das ist nicht gut für sein Herz. Papa hat ein krankes Herz, er muss sich schonen.«

Luisa hat früh gelernt, sich auf ihre Art zu behaupten. Man muss klug sein, gut aufpassen, den rechten Augenblick finden, um sein Ziel zu erreichen. Die Mädchen in der Küche sind dumm, jede hat ihre schwache Stelle, die weiß Luisa zu nutzen. Tante Ingrid liebt Komplimente, man muss ihr volles, seidiges Haar loben, die modernen Kostüme, die sie sich in Danzig schneidern lässt. Vor allem ist sie auf Oskar und Jobst stolz: Wenn man bewundernd über ihre Söhne redet, hat man Tante Ingrid erobert. Vielleicht – aber das ist eine sehr gewagte Hoffnung – vielleicht wird Luisa ja von Oskar oder Jobst auf solch einen großartigen Offiziersball eingeladen. Sie will auf jeden Fall darauf hinarbeiten. Auch der Herr Inspektor Jordan, der die Arbeiten auf dem Gutshof leitet und immer mit ihnen zusammen das Mittagessen einnimmt, ist zu gewinnen. Er ist groß und sehnig, redet kaum und nickt immer zu allem, was die Großmutter sagt. Aber er schmunzelt, wenn Luisa

bei Tisch kleine Scherze macht, und manchmal blinzelt er ihr zu.

Nur die Großmutter ist durch keine List zu gewinnen. Luisa hat auch keine Lust, sich bei dieser Frau einzuschmeicheln, wie es die Hausmädchen immer wieder versuchen. Die Großmutter hat ihr Herz in einen stählernen Kasten verschlossen, und nur Papa besitzt einen Schlüssel dafür.

Als der Gutshof in der Ferne zu sehen ist, hat sich der Himmel schon wieder verdunkelt. Graue Ungetüme sind am Horizont aufgestiegen, quellen auseinander und breiten sich aus. O weh – nun kehrt der Winter doch noch einmal zurück! Arme Buschwindröschen, eure Blüten werden unter der eisigen Schneelast sterben müssen. Jobst treibt den faulen Wallach Balduin zu eiligem Trab an, Oskars Stute ist schon ein Stück voraus, nun lässt auch Luisa ihre Stute traben. Flavia ist die eleganteste von Balduins Töchtern, jede ihrer Bewegungen hat Stil, ist in sich schön und ausgeglichen. Wenn sie trabt, scheint sie zu schweben. Es ist schon die Rede davon gewesen, dass die Großmutter sie demnächst mit anderen Trakehnern verkaufen will, aber Luisa hofft sehr, dass sie es nicht tut. Flavia muss bleiben. Sie wird gleich beim Frühstück erwähnen, dass ein solches Tier für die Zucht zurückgehalten werden sollte. Gewiss wird die Großmutter sich nicht um ihre Meinung scheren, aber Papa wird sie unterstützen. Und wohl auch der Herr Inspektor Jordan, falls er mit ihnen frühstückt, was nicht immer der Fall ist.

Auf dem letzten Wegstück lassen sie die Pferde noch einmal galoppieren, da wehen ihnen schon die ersten feinen Schneeflöckchen in die Gesichter, und Luisa spürt, dass ihre Ohren ganz eingefroren sind. Wie die wilde Jagd preschen sie durch das Tor. Oskar schafft es nicht, die Stute nach links zu leiten, sie galoppiert quer über die Rasenfläche, und die beiden anderen Pferde folgen ihr. Da wird es wieder einmal Ärger geben: Der schön gepflegte Rasen ist Großmutters Heiligtum.

»Verdammte Tat!«, ruft Oskar lachend, als sie vor dem Stall aus den Sätteln steigen. »Sie ist einfach nicht zu halten. Sture Person. Hast du gesehen, wie wir über den Rasen gedonnert sind, Joschka?«

Der Pferdeknecht nimmt die Zügel der Stute, die Oskar ihm zuwirft, und streicht dem Tier beruhigend über den Hals.

»Ja, junger Herr«, sagt er zu Oskar. »Aber seien Sie nicht zu laut, wenn Sie ins Haus gehen.«

»Wie?«, lacht Luisa. »Schlafen etwa alle noch?«

Joschka sieht sie auf eine Weise an, die sie an ihm nicht kennt. Traurig. Wie ein krankes Pferd. Sie findet es respektlos und ärgert sich über ihn.

»Nein, gnädiges Fräulein«, sagt er langsam. »Niemand schläft. Gehen Sie nur hinein. Leise. Mit dem gebotenen Ernst …«

Die drei jungen Leute sehen sich an und zucken mit den Schultern. Jobst vollführt mit dem Zeigefinger eine kreisende Bewegung an der Schläfe.

»Der wird auch immer wunderlicher, der alte Joschka …«

Luisa grübelt, ob heute etwa Sonntag ist. Oder ein Feiertag, an dem sie zur Kirche fahren werden. Hat die Großmutter etwa Geburtstag? Nein, der ist doch im August …

Auf der Treppe des Gutshauses stehen Anna und Meta beieinander und flüstern. Als Jobst sie mit einem unwilligen Stirnrunzeln ansieht, knicksen sie scheu und laufen davon. Tante Ingrid kommt ihnen in der Eingangshalle entgegen, das Gesicht verquollen, ein feuchtes Spitzentaschentuch in der Hand. Sie geht an Luisa vorbei, als sei sie gar nicht da, und fasst Oskar bei der Hand, legt Jobst den Arm um die Schultern.

»Kommt …«, sagt sie mit seltsam brüchiger Stimme. »Mutter will, dass ihr ihn noch einmal seht.«

»Aber … was ist denn geschehen?«, will Oskar wissen.

Er erhält keine Antwort, wird wortlos die Treppe hinaufgezogen. Jobst folgt ihnen. Nach einigen Stufen wendet er sich um.

»Luisa …«, sagt er leise.

»Nein!« Tante Ingrids Stimme klingt auf einmal hart, ähnelt dem Tonfall der Großmutter. Luisa begreift, dass sie wegbleiben muss, dass sie dort oben nicht gelitten ist, warum auch immer. Etwas in ihrer Brust zieht sich zusammen, ihr wird schwindelig, und die Ahnung von etwas Schlimmem, Endgültigem erfasst sie. Sie schaut sich um, doch sie ist allein in der Halle, die Mädchen sind in der Küche verschwunden.

»Meta!«, ruft sie. »Anna! Mariella!«

Niemand kommt. Vielleicht gehorchen ihr die Mädchen nicht, weil ihre Stimme heute so unsicher klingt, gar nicht herrisch wie die der Großmutter. Ihre Angst steigert sich, als sie die Tür zur Wohnstube öffnet, doch auch dort ist niemand. Nebenan im Frühstückszimmer ist der Tisch gedeckt, Butter, Schinken und Marmelade stehen unberührt, die Kaffeekanne wartet unter der Wärmehaube, keines der Gedecke wurde benutzt. Was ist denn nur geschehen? Wo sind sie alle?

»Mama?«

Ihr leiser Ruf wird von den üppigen Fenstergardinen und dicken Teppichen verschluckt. Nie im Leben hat sie sich so einsam gefühlt. So ganz und gar verlassen, von allem abgeschnitten. Ihre Beine beginnen zu zittern, sie würde sich gern für einen Moment auf einen der Polstersessel setzen, doch dann geht sie hinüber in die Bibliothek.

Auch hier ist kein Mensch zu sehen, nicht einmal Mariella, die jetzt eigentlich aufräumen müsste. Auf Papas Lehnstuhl liegt noch seine karierte Wolldecke, so wie er sie gestern Abend zur Seite geschlagen hat, um mit Mama hinauf ins Schlafzimmer zu gehen. Auf dem kleinen Tisch daneben steht das runde Silbertablett mit der Wasserkaraffe und den braunen Medizinfläschchen, aus denen er immer Tropfen auf einen Löffel zählt. Auch das Buch, in dem er gestern Abend gelesen hat, liegt daneben: ein Reisebericht über Deutsch-Ostafrika, die ehemalige deut-

sche Kolonie. In letzter Zeit hat er oft Bücher über Reisen in ferne Länder gelesen und Luisa von China und Indien erzählt …

Sie zuckt zusammen, weil sie Schritte auf der Treppe hört, das wohlbekannte Knarren der Holzstufen unter harten Männerschuhen. Hastig läuft sie zurück in die Halle, wo Meta einem älteren Herrn in den Mantel hilft. Das ist Medizinalrat Greiner aus Elbing, ein guter Bekannter der Großmutter, der stets gerufen wird, wenn es Papa nicht gut geht. Auch Luisa ist zweimal von ihm behandelt worden, das war damals, als sie die Masern hatte und kurze Zeit später an einer fiebrigen Angina erkrankt ist. Er hat gehört, wie sie die Tür öffnet, und dreht sich zu ihr um, schiebt Mariella beiseite, die ihm Hut und Handschuhe reicht.

»Luischen!«, ruft er. »Armes Mädel! Es tut mir so leid für dich. Komm her, lass dich in den Arm nehmen, Kleines.«

Sie begreift nicht, will nicht begreifen. Aber sie geht hinüber zu dem alten Mann, und als er sie väterlich an sich drückt, fühlt sie sich für einen Moment geborgen.

»Es wird nicht gut für euch beide ausgehen, Mädel«, hört sie seine tiefe, ein wenig heisere Stimme. »Sie ist gnadenlos, die hohe Frau. Vor allem jetzt, da sie alles verloren hat, woran ihr kaltes Herz noch hing. Für eine Luisa Koch und ihre Mutter wird hier kein Ort mehr sein.«

Luisa verharrt in der Umarmung, lässt die Worte an ihren Ohren vorüberrauschen und will sie immer noch nicht verstehen. Papa geht es gut, gestern Abend ist er heiter gewesen, hat ihr von dem gewaltigen Berg erzählt, dem Kilimandscharo, dessen Gipfel von ewigem Eis bedeckt ist …

»Ich muss jetzt los, Kleines«, sagt Dr. Greiner und schiebt sie sacht von sich weg. »Sei stark, Luisa. Ich weiß, dass du es schaffen wirst. Und pass gut auf deine Mama auf. Versprich mir das, ja? Sie braucht dich, Luischen. Ohne dich ist sie hilflos.«

»Ja … ja, das verspreche ich«, stammelt Luisa, kaum begreifend, was sie da redet.

Er reicht ihr feierlich die Hand und drückt ihre Finger so fest, dass es wehtut. Dann setzt er hastig den Hut auf, nimmt die Handschuhe und geht zur Tür hinaus, die Mariella für ihn aufhält. Draußen schneit es in dicken Flocken, der Rasen ist von einem feinen weißen Schleier überzogen, die gerade aufgeblühten Osterglocken beugen sich unter der kalten Last. Mariella steht immer noch bei der Tür, hält sie ein Stück weit offen, und Luisa kann sehen, dass ein Einspänner durch das Tor in den Gutshof hineinfährt. Sie kennt Wagen und Pferd.

»Der Pfarrer kommt auch schon …«, sagt Mariella zu Meta, die aus der Küche hinaufgelaufen ist. »Aber das ist ja nun zu spät. Schad um ihn. War ein schöner Mann. Und ein guter Herr ist er auch gewesen.«

»Aber gut, dass wir jetzt endlich diese Bäckerstochter und das uneheliche Balg loswerden.«

»Das hat keiner verstehen können, dass sich ein edler Herr so eine an den Hals hängt …«

Luisa begreift, dass die beiden mit Absicht so reden, weil es niemanden mehr im Haus gibt, der sie dafür zurechtweisen würde. Sie verspürt einen tiefen Schmerz und zugleich heftigen Zorn. Ihr Vater ist tot, aber sie darf nicht zu ihm. Alle sind oben bei dem Verstorbenen, wachen an seinem Bett, warten darauf, dass der Pfarrer ihn zur letzten Reise vorbereitet.

Alle, außer ihr. Und Mama? Ganz sicher hat man auch sie ausgeschlossen.

Die Worte des Medizinalrats tauchen in Luisas Kopf wieder auf. »Du musst auf sie aufpassen. Ohne dich ist sie hilflos.«

Luisa atmet tief ein und aus. Atmet den Schmerz weg, zwingt ihn dazu, sich tief in ihr Herz zurückzuziehen, sie nicht zu belästigen. Es ist nicht die Zeit, um zu weinen und zu trauern. Es ist Zeit zu handeln. So, wie sie es versprochen hat.